

MICHAEL SCHRECKENBERG

DER FINDER



ENDZEIT-THRILLER

MICHAEL SCHRECKENBERG

DER FINDER

ENDZEIT-THRILLER

BONUSMATERIAL

Liebe Leserinnen und Leser,

wir begrüßen Sie zum Bonusmaterial des Romanes „Der Finder“. Nachfolgend finden Sie ein **Making of**, geschrieben von unserem Autor Michael Schreckenberg, sowie eine **geschnittene Szene**, die der Autor eigens für dieses Bonusmaterial neu aufbereitet hat.

Hierzu ein Hinweis: Die Szene spielt gegen Ende der Geschichte und verrät auch bereits Details, die das Finale betreffen. Sollten Sie das Buch also noch gar nicht oder noch nicht ganz gelesen haben, so empfehlen wir, die Szene erst nach der Gesamtlektüre des Buches zu lesen.

Im Anschluss finden Sie zudem Michael Schreckenbergs spannende **Kurzgeschichte** „Im Block“.

Wir wünschen Ihnen viel Spaß!

Der Finder – von der Idee zum Buch

Am Anfang war ein Bild, wie eigentlich immer, wenn in meinem Kopf die Idee zu einer Geschichte entsteht. Wo die Bilder herkommen – wer weiß. Ich hatte jedenfalls einen Reiter vor Augen, einen Mann in einem langen Mantel, ein archaisches Bild, vor dem düsteren Hintergrund einer menschenleeren, zerfallenden Großstadt. Doch bis aus so einem Bild die Grundidee für eine Geschichte, insbesondere eine lange Geschichte wird, müssen weitere Bilder und Eindrücke hinzu kommen:

- Eine Abitur-Wiedersehensparty.
- Die Bergische Universität in Wuppertal, wie ich sie in den 90er- Jahren erlebt habe, vielleicht an einem frühen Wintermorgen: dunkel, leer und verfallend (die tropfenden Decken sind nicht erfunden, die gab es damals wirklich).
- Weitere Figuren, insbesondere die starken Frauenfiguren: Es

ther und Lara, aber auch die Freunde: Ben, Carmen, Jan.

- Ein freundlicher Rottweiler.
- Ein Schloss vor einem verschneiten Winterwald.
- Und – ziemlich spät – die Monster, die eigentlich keine sind:

Die Heuler.

- Und so weiter, und so fort ...

Die Bilder tauchen auf, verbinden sich, verschwinden wieder, bis sie in einem glücklichen Moment alle zusammenfinden und die Geschichte sich präsentiert und verlangt, aufgeschrieben zu werden.

Dieser Moment, in dem die Kernelemente der Geschichte sich vereinen, kann sehr plötzlich und überwältigend sein – oder nach und nach entstehen und dann, wie eine Lawine, immer schneller und schneller und größer und größer werden. Beim „Finder“ war letzteres der Fall. Ich ging mit einem Freund, Musiker und ebenfalls Schriftsteller, ins Kino. Vorher sprachen wir, wie man das eben so tut, über aktuelle Projekte und Ideen. Dann begann der Film, einer dieser vielen Psycho-mörderthriller (ich nenne seinen Titel aus Respekt vor den Beteiligten hier nicht) und war so abgrundtief schlecht, dass mein Gehirn die Flucht ins Geschichtenbauen suchte. Als der Abspann lief, war „Der Finder“ in seinen Grundzügen fertig in meiner Vorstellung.

Am nächsten Tag begann ich zu schreiben und war bald fertig mit den ersten Kapiteln – die sich damals noch in vieler Hinsicht anders lasen als heute. In den folgenden Wochen schrieb ich abends, nach der Arbeit, dann folgte eine einwöchige Zwangspause: Ich leitete den Messtand eines Kunden auf einer wichtigen Münchner Messe, und wer das je gemacht hat weiß, dass man danach jeden Abend nur noch ins Hotel will und ins Bett fällt. Nach dieser Woche gönnte ich mir eine Auszeit in Zeeland – nahe der Stadt Zierikzee übrigens, die im Epilog einen Cameo-Auftritt bekommt. In dieser Zeit schrieb ich die erste Fassung des Finders fertig. Sie war sehr viel kürzer als der jetzige Roman, mehr eine Novelle, in sich stimmig zwar, aber auch etwas un- ausgewogen. Ich beließ es zunächst dabei. Einige Zeit später überar-

beitete ich diesen Novellenroman noch einmal, schärfte einige Figuren und änderte den Ton im Beginn, danach ruhte der Finder lange Zeit, während ich mich anderen Projekten und Geschichten zuwandte.

Als ich Daniel Juhr kennen lernte und er mir von der bevorstehenden Gründung des JUHR Verlages erzählte, stellte ich ihm einige meiner Ideen vor – und zu meiner Überraschung entschied er sich für den „Finder“ (der damals übrigens noch einen anderen Arbeitstitel trug) als Debütroman, den er dann gemeinsam mit dem Gardez! Verlag herausbrachte. Ausgerechnet diese Geschichte. So kurz. So wenig ausbalanciert ...

Im Laufe unserer Zusammenarbeit merkte ich aber, dass er richtig gewählt hatte – diese Geschichte ließ sich gut ausbauen, ich feilte weiter an den Figuren, vertiefte den ersten Akt, änderte hier und verlegte dort, bis am Ende der Roman fertig war, den Sie heute lesen können. Ich finde, er ist nun rund und stimmig. Und ich hoffe, er gefällt Ihnen, meinen geschätzten Leserinnen und Lesern ...

Geschnittene/Alternative Szene

Die Szene spielt kurz vor Ende der Geschichte und schildert den Kampf der Gruppe gegen die Heuler, ehe die Überlebenden nach Belgien weiterziehen. Steigen Sie ein nach Kapitel 17 im dritten Teil des Buches, auf Seite 310.

„Sie kamen in der zweiten Nacht nachdem ihr fort wart“, erzählte Esther. Wir saßen uns am Tisch gegenüber, hielten uns an den Händen und sie erzählte.

„Gina und Lara hatten gerade Hofwache, Daniela, Matthias und Alex waren auf den Türmen. Plötzlich brach ein Geheul los ... das war ... schlimmer als alles, was ich je vorher gehört habe. Direkt aus der Hölle. Davon bin ich wach geworden. Als ich aus der Hütte kam, fingen Grim und Reaper gerade an, wie rasend zu bellen und dann flog etwas über die Palisade, dann noch was und noch was und noch was. Lara war auf der anderen Seite, bei den Ställen, aber Gina rannte hin. Und dann hat sie angefangen zu schreien. Ich habe gesehen, wie Lara beim Pferdestall den Generator anwarf und auf die Plattform geklettert ist. Sie rief Daniela auf dem mittleren Turm was zu und die machte die Scheinwerfer an. Und dann begann Daniela auch zu schreien. Und die Glocke zu läuten. Lara war auf der Plattform und verschoss ein Magazin nach dem anderen. Den Geräuschen nach hat sie viele erwischt. Von allen Seiten liefen unsere Leute zusammen, und die ganze Zeit flogen Sachen rein. Grim und Reaper liefen die Mauer entlang und bellten die ganze Zeit. Von den beiden neuen Türmen aus haben Matthias und Alex angefangen, die Heuler mit dem Maschinengewehr zu beschießen. Bis dahin sah es noch ganz gut für uns aus. Wir haben begonnen, die Plattform zu besetzen, während Lara, Alex und Matthias sie pausenlos beschossen haben. Aber keiner hat sich um Gina gekümmert oder um das Zeug, das sie rein warfen, alle waren zu sehr damit beschäftigt, auf ihre Plätze zu kommen. Ich wollte gerade auch hochklettern, zur Plattform bei unserer Hütte, als Gina wieder schrie.“

Ich sah, dass Esther Tränen in den Augen hatte, aber sie versuchte

angestrengt, sich zu fassen. Sie war sichtlich bemüht, ganz sachlich zu berichten um diese Nacht nicht noch einmal zu erleben. Ich versuchte mir vorzustellen, wo ich zu diesem Zeitpunkt gewesen war. Richtig – bei der Sengbachtalsperre. Wir hatten die Pferde in Höhrath gelassen, waren zu Fuß unterwegs gewesen und hatten uns durch das Buschwerk und Unterholz gekämpft, das sich überall um die Ufer ausgebreitet hatte. Weil wir geglaubt hatten, Heuler gehört zu haben. Wir haben viel geflucht. Und gelacht. Er ... Thomas hatte viel gelacht. Hatte er gewußt, dass wenige Kilometer entfernt unsere Freunde, unsere Liebsten kämpften und starben? Vermutlich. Sicher. Ich aber, ich hatte keine Ahnung. Nichts habe ich gespürt oder geahnt. Gar nichts.

„Ich sah, dass Gina zur Zugbrücke lief“, fuhr Esther ruhiger fort, „und ich bin von der Leiter gesprungen und ihr hinterher. Sie begann tatsächlich die Zugbrücke runterzulassen, ich weiß nicht, ob um sie reinzulassen oder um selbst rauszulaufen. Sie hatte sie schon halb unten, als ich bei ihr war und versuchte, sie wegzuziehen. Sie hat mich weggeschlagen. Ich hab’s nochmal versucht, und sie hat mich wieder weggestoßen, als wäre ich ein Sack Federn. Ich habe um Hilfe geschrien und auf der Plattform hat mich Stefan gehört, gesehen, dass die Brücke schon fast unten war und ...“ Sie atmete durch, „... und Gina erschossen. Dann kam er runter, um mir mit der Brücke zu helfen. Wir hatten sie wieder ein ganzes Stück oben, als sie reinkamen. Sie kletterten von außen an der Brücke hoch und ließen sich hereinfallen. Ich habe sie gesehen, Daniel. Sie sehen so ... schön aus. So lieb. Aber als sie mich ansahen und heulten, wusste ich, dass das nicht für mich gedacht war. Mich wollten sie nur tot sehen. Stefan und ich sind gerannt, zu den Leitern, aber wir hätten es ohne Matthias und die Hunde nicht geschafft. Die Heuler waren hinter uns her, und Matthias hat es gesehen, sein MG umgedreht und den Hof beschossen. Wir hätten es wahrscheinlich alle nicht geschafft, wenn er nicht so lange die Lücke zwischen der Brücke und dem Tor beschossen hätte, bis sie den Turm unter ihm zusammengehauen haben. Ich weiß nicht wie er das gemacht hat. Er muss nachgeladen haben wie ein Roboter.“

Zwei von den Kleinen rannten lachend vorbei, in Richtung Keller-
treppe, ich konnte die Kinder noch nicht auseinander halten. Matthias,

der stark humpelte, folgte ihnen in einigem Abstand. Was hatte Lara vorhin gesagt? Er hatte sich bei der Schlacht im Hof verletzt, das Bein gebrochen. Auch Alex hatte Verletzungen, an der Hand und diese hässliche Wunde auf der Stirn. Wie war das geschehen? Vera ging neben Matthias, ihre Hand in seiner verschränkt. Was würde ich ihr von Thomas erzählen müssen? Was wusste sie?

„Es wird bald dunkel, wir gehen in den Keller“, rief Matthias. „Kommt ihr auch?“

„Gleich“, rief Esther zurück. „Und nehmt diesmal genug Taschenlampen mit runter, ja? Kerzen und Fackeln sind zwar schön, aber ich würde diese Nacht gerne ein wenig Sauerstoff atmen.“

Vera lachte. „Geht klar.“

Esther sah ihr nachdenklich nach, dann wandte sie sich wieder zu mir. „Wo war ich? Ach ja. Sie kamen über die Zugbrücke, und wir sind über den Hof gelaufen. Matthias hat sie hinter uns weggeschossen, aber einer war direkt hinter mir und hätte mich gehabt, wenn Grim und Reaper nicht plötzlich aus dem Nichts gekommen wären und sich auf ihn gestürzt hätten. Sowas ... das hast Du noch nicht gesehen. Sie haben ihn zwischen sich zerrissen. Blut, Fell und Fetzen. Ich hab gemacht, dass ich auf die Plattform kam. Und dann habe ich nach draußen gesehen. Und dann habe ich gedacht, ‚das war’s‘. Es waren so viele, Daniel, so wahnsinnig viele. Viele hingen im Stacheldraht, aber sie hatten ihn durch ihre schiere Masse runtergedrückt. Immer wieder sind Sprengfallen explodiert, aber es waren einfach zu viele, und sie wollten dadurch, sie wollten uns, ohne Rücksicht auf ihre eigenen Verluste. Die wollten ein für allemal mit uns aufräumen, das war völlig klar. Sie kamen durch den Graben und sind die Palisade hochgeklettert, mit diesen schieß Haken, die sie an den Armen und Beinen haben. Ein paar sind in den Spitzen und Klingen hängen geblieben, aber die anderen kamen drüber. Jan hat geschrien, wir müssten den Graben volllaufen lassen. Keiner hatte daran gedacht. Gerade als er schrie, kamen sie auf seiner Seite über die Palisade. Sie haben Farouk erwischt, er ist ... in der Mitte ...“ sie schüttelte den Kopf, „und Anna ... Anna haben sie den Kopf abgeschlagen. Jan haben sie auch erwischt, an der Brust und am Kopf, er ist von der Palisade gefallen aber er hat noch

gelebt und ist zu dem Handrad gelaufen. Sie sind hinter ihm her, aber er ist gerannt, Daniel, Jan ist ... Jan ...“

Esther vergrub das Gesicht in den Händen, geschüttelt von stillem Weinen. Ich streichelte sie, wortlos, was konnte ich sonst tun? Nach einer Weile wurde sie ruhiger, blickte auf und sah mich an. Ich küßte sie. Sie nickte und nahm wieder meine Hand.

„Dann habe ich nicht mehr hingesehen“, fuhr sie fort, „weil sie bei uns auch rüberkommen wollten, aber es waren nicht so viele wie bei Jan, Farouk und Anna. Stefan und ich konnten sie weg halten. Stefan hat ein paar Mal mit dem Kolben zugeschlagen, dann konnten wir wieder schießen. Jan hat es geschafft, mit dem Handrad, und Diesel ist aus den Tanks in den Graben geströmt, aus allen Leitungen, das hat ...“ sie lachte fast hysterisch, „das hat so gut funktioniert wie keine von Lars verdammt Leitungen vorher, kein Getröpfel und keine Pannen, es war einfach perfekt. Aber Jan ... sie haben ihn am Handrad umringt und totgeschlagen. Wenn sie gewusst hätten, wofür das Rad gut ist, hätten sie es einfach wieder zudrehen können. Stattdessen sind sie in die Hütten auf der Seite gelaufen, natürlich auch in die von Jan und Danni. Sie hat es vom Turm aus gesehen, ist runtergekommen und hat nach Lisa-Maria gerufen. Sie haben sie auf halbem Weg vom Turm runter erwischt.“ Esther seufzte. „Später haben wir in der Hütte nachgesehen. Lisa-Maria war natürlich tot. Aber ich hoffe ... glaube ehrlich, sie hat nicht viel gemerkt. Jedenfalls hat Jan uns alle gerettet, als er das Handrad aufgemacht hat. Wahrscheinlich hätte es ihm gefallen, wenn er gewusst hätte, dass er auf die Art sterben würde. Beim Stall lag ja nicht nur Munition auf der Plattform, da waren ja auch die ganzen Handgranaten und die Mollies. Lara und Merve haben sie angezündet und runtergeworfen, einen nach dem anderen.“ Sie lachte böse. „Und es hätte bestimmt nicht so gut geklappt, wenn nicht der ganze Graben inzwischen voll mit dieselbeschmierten Heulern gewesen wäre, die gerade rüberkommen wollten. Sie brennen gut, Daniel. Und es gefällt ihnen gar nicht, oh nein. Sie schreien dann sehr, sehr laut.“ Sie lachte wieder.

„Von da an ging es, sie trauten sich nicht mehr an den Graben, und viele waren zwischen dem Feuer, dem Vorwall und dem Stacheldraht

eingekeilt, Alex hat sie weiter mit dem MG beschossen, wir mit den Gewehren, Merve und Lara haben angefangen, Handgranaten zu werfen. Die Drecksviecher sind langsam in Panik geraten und immer mehr von ihnen haben versucht zu fliehen, vor allem zum Wald hin. Das größte Problem für uns waren jetzt die, die schon im Innenhof waren. Matthias hat bestimmt jeden zweiten erwischt, aber eben nur jeden zweiten. Und dann haben sie seinen Turm gefällt. Er ist mit runtergestürzt und sie haben ihn für tot liegen lassen. Aber er hatte sich nur das Bein gebrochen und eine Gehirnerschütterung und er war bewusstlos. Im Hof unten waren aber sonst nur die Hunde, die jetzt meistens auf der Flucht waren und Simone, die sich in der großen Hütte verbarriadiert hatte und durchs Fenster auf die Biester schoss. Sie wollte Marka nicht alleine lassen. Merve und Lara sind von der Plattform runter und haben vom Stall aus angegriffen, um ihr zu helfen. Das war schon verdammt mutig, aber sie hatten auch 'ne Menge Glück. Eva und Kathrin hatten auf der anderen Seite dasselbe vor, sind runtergekommen, und dann sind die Heuler, die vorher schon Jan getötet haben, aus den Hütten gekommen. Sie haben sie von hinten gepackt, Kathrin hat noch versucht wegzukommen, aber ... keine Chance. Ich glaube, sie haben gar nicht viel davon gemerkt. Stefan und ich haben auf unserer Seite so lange geschossen, bis die Viecher unten entweder alle tot oder auf der Flucht waren und sind dann auch runter. Einige von denen im Hof haben versucht, auch Alex Turm umzuhauen, haben es aber nicht geschafft, war wohl solider als der andere. Dann sind welche raufgeklettert, aber er hat es gemerkt und sie mit der MP wieder runtergeschossen. Nur Einer ist bis nach oben gekommen, als Alex gerade das Magazin wechseln wollte. Er hat dem Mistvieh einfach mit der Faust ins Gesicht geschlagen. War kein richtiger Erfolg, der Heuler hat ihm in die Hand gebissen, aber er war wohl auch ziemlich überrascht, denn anstatt Alex mit dieser Kralle zu schlagen, hat er ihn einfach angeglotzt, und Alex hat ihn mit der leeren MP vom Turm geprügelt. Davon das Biest noch lange nicht tot, aber es ist Grim direkt vor die Schnauze gefallen. Davon war es dann doch tot.“

„Woher hat Alex denn dann die Wunde am Kopf?“

Esther lachte. „Oh, die hat er sich nach der Schlacht geholt, unser

kleiner Held. Er hat von oben weiter auf die Heuler draußen geschossen, bis ihm die Munition ausging. Da war im Hof schon alles vorbei. Er hat nach unten geguckt, gesehen, dass Lara noch lebt, war blitzschnell auf der Leiter, mehr gesprungen als runtergeklettert, ist gestolpert und hat sich die Stirn an der vorletzten Sprosse aufgeschlagen.“

„Schöne Art, 'ne Verletzung davonzutragen.“

„Ja, nicht?“ Sie lachte wieder. „Die beiden sind wirklich süß.“

Dann wurde sie wieder ernster. „Wir haben sie im Hof zusammengetrieben, sind von allen Seiten auf sie zugegangen, bis wir eine Art Halbkreis hatten, Simone kam aus ihrer Hütte, Lara und Merve vom Stall, Sabine und Vera vom Haus rüber und Stefan und ich von unserer Seite und haben sie so quasi umzingelt. Es waren noch acht, sie hatten uns vor sich und die Palisade hinter sich. Drei haben versucht ausbrechen, sind auf Vera und Sabine zu. Einen hat Vera sofort erwischt, die anderen zwei sind auf Sabine los. Sie hätte ausweichen können, aber weil Simone zu Stefan und mir aufgeschlossen hatte, war hinter Sabine die offene Tür zur Hütte – mit Marka darin. Also ist sie geblieben und diese Scheißviecher haben sie getötet. Aber sie sind nicht weiter gekommen, Vera hat sie erschossen. Die anderen haben wir an die Mauer getrieben und abgeknallt, ein paar haben noch versucht hochzuklettern, aber wir haben sie runtergeholt. Dann kam noch einer aus der Scheune und lief zur Palisade, ich glaube, der wollte auch nur noch weg, aber den haben die Hunde erwischt. Die, die draußen waren, waren auch alle auf der Flucht, und es begann auch zu dämmern. So richtig schön, blau und rot und lila.“ Sie schluchzte. „Richtig schön, Daniel. Wie im Film.“

Sie atmete durch seufzte tief. „Das war's eigentlich. Wir haben uns angesehen und konnten nicht glauben, dass wir noch leben. Und dass wir es geschafft hatten. Dann kam Alex' Stunt. Und dann ...“, sie stockte, „... dann haben wir gesehen, was sie zu Anfang reingeworfen hatten. Es waren Körperteile, Daniel. Arme. Beine ... Köpfe ... Michaels Kopf ist Gina direkt vor die Füße gefallen. Deshalb ist sie durchgedreht. Wir haben Lars gefunden. Olli. Tanja. Christos. Und ... und Carmen, Daniel. Carmen.“ Sie vergrub den Kopf in den Händen. „Und die ganze Zeit, die ganze Zeit, Daniel, habe ich mich gefragt,

wann wir wohl dich finden. Aber du warst nicht dabei.“ Sie atmete zitternd ein. „Du warst nicht dabei. Es waren nur die ersten beiden Teams. Also haben wir aufgeräumt. Die Toten beerdigt. Und gewartet. Auf euer Team gewartet. Aber ihr seid nicht gekommen, und dann wussten wir, dass wir gehen mussten. Wir konnten nicht warten, bis sie wieder kommen, das verstehst Du doch, oder? Sie lecken ihre Wunden, sammeln sich und kommen wieder. Immer wieder. Bis wir alle tot sind. Es sind zu viele für uns, Daniel. Zu viele.“

Ich nahm sie in den Arm und streichelte sie und wir sprachen eine ganze Weile nicht.

„Bernd?“ fragte sie irgendwann.

„Tot. Thomas hat ihn erschossen. Ich habe ihn begraben. In Leichlingen.“

„Und was ist mit Thomas?“

„Auch tot.“

„Du?“

„Ja.“

Sie nickte und küsste mich lange. „Gut. Sehr gut. Willst Du mir davon erzählen?“

Ich erzählte es ihr. Alles. Danach schwieg sie lange.

„Ich habe mir sowas gedacht. Als er mir damals ...“, sie schüttelte den Kopf. „Und er hat wirklich gewagt zu sagen, ich wäre was Besonderes?“

„Ja. Bist du ja auch.“

„Wenn du das sagst, ist es schön. Bei ihm ist es was anderes.“

„Er meint, du wärst eine Hexe oder sowas.“

Esther lachte bitter und zog an ihrem roten Schopf. „Das machen die Haare.“ Sie schaute an mir vorbei, ins Leere. „Ich verstehe die Bücher recht gut. Und ich habe manchmal so eine Idee, was man wie machen kann. Und ich ahne oft, was andere denken. Aber das ist, glaube ich, gar nicht so selten. Wir mögen seine Idee sein, aber ich glaube nicht, dass wir seine Geschöpfe sind. Er wollte, dass wir sind wie er, und das hat nicht geklappt. Er hat uns nie verstanden. Vielleicht hätten wir sonst doch eine Chance gehabt.“

„Wir sind noch da.“

Sie nickte nachdenklich. „Aber wie lange noch?“
„Ich weiß nicht. Können wir ihnen entkommen?“
„Vorerst, ja. Wenn wir es schaffen, ohne unterzugehen.“
Heute. Morgen. In tausend Jahren.

Im Block

Kurzgeschichte von Michael Schreckenberg

Wo bin ich?

Natürlich weiß ich, wo ich bin. Ich schreibe diese Zeilen in meinem Wohnzimmer, ich sitze an dem kleinen Sekretär, die Nachmittagssonne erhellt den Raum, verstärkt noch durch den Schnee, der draußen alles in strahlendes Weiß stellt. Der Schnee dämpft jedes Geräusch. Es ist so still.

Aber wo bin ich?

Vorhin lag ich auf dem Sofa und tauchte aus dem stillen Traum auf, zurück in mein stilles Wohnzimmer. Es ist wieder derselbe Traum gewesen und nun habe ich mich hingesetzt und tippe diese Worte, diese Zeilen in meinen Laptop – sicherheitshalber.

Ein Bierkasten? Ein Kindersitz? Rot, ja, aber ...

Immer derselbe Traum. Es war Zhuangzi, der die Geschichte vom Schmetterlingstraum erzählte, die Geschichte eines Mannes, dem träumte, er sei ein Schmetterling, so glücklich und verspielt, dass er, als er erwachte, nicht mehr wusste, was richtig war: War er ein Mann der geträumt hatte, ein Schmetterling zu sein? Oder war er ein Schmetterling, der träumte, er sei ein Mann? Wer will das sagen? Wo bin ich also?

Ich wünschte nur, in meinem Traum ginge es um Schmetterlinge. Aber es ist besser, glaube ich, ich beginne nicht mit den Fragen, sondern mit dem, was ich weiß. Dem, was vorher war. Folgendes ist passiert:

Fährt man die A3 von Köln aus in Richtung Norden, so liegt kurz hinter Leverkusen, im Autobahnkreuz Langenfeld, die Abfahrt nach Langenrath. Wer hier die Autobahn verlässt, erreicht über eine lange Ausfahrt die Landstraße, die rechts nach Langenrath und links nach Langenfeld führt. In Richtung Langenrath säumt erstaunlich dichter Wald die Straße zu beiden Seiten. Südlich der Straße liegt das Further Moor, ein Naturschutzgebiet. Der Wald nördlich, links der Straße, heißt

„Im Block“ – und er hat einen schlechten Ruf. Ich habe als Kind ganz in der Nähe des Blocks gewohnt und habe die vagen Gruselgerüchte natürlich bei gedämpftem Licht, an Freunde weitergegeben (und ein paar selbst dazu erfunden), aber in Wirklichkeit hatte ich nie etwas Unheimliches gesehen, gehört oder auch nur gespürt. Im Gegenteil: Ich bin oft und gerne im Block gewesen, bei schönem Wetter ist es ein lichtreiches Waldstück, dessen Bäume und Blätter in vielen dunklen Farben leuchten. Verlässt man den Weg, findet man schmale, moosige Pfade, kleine Brücken, unvermutete Lichtungen, es ist schön dort, still, und kühl im Sommer. Natürlich war der Ort bei Dunkelheit und trübem Wetter nie ganz geheuer – welcher Wald ist das schon. Aber Wesen im Nebel? Menschen die verschwinden? Nein – alle Wesen, die ich dort je im Nebel gesehen hatte, waren Menschen gewesen, und verschwunden ist nie jemand. Dachte ich.

Ich fuhr abends gegen elf Uhr von Frankfurt nach Hause. Ich war für eine Recherche, die sich letztlich als überflüssig herausgestellt hatte, dorthin gefahren, hatte einen Tag verschwendet und war entsprechend müde und sauer. Ich wollte nur vor Mitternacht zuhause sein, ein paar Notizen übertragen und dann vor allem schlafen. Ich hatte eben den Rasthof Reusrath passiert, als ich in eine Nebelbank geriet. Kaum hatte ich sie verlassen, musste ich erkennen, dass sie nur ein kleiner Fetzen gewesen war, verglichen mit der Wand aus Nebel, auf die ich nun zu raste. Ein paar geisterhafte Schleier patrouillierten davor und dann – nichts als dunkles, wattiges Grau, das, so weit meine Scheinwerfer reichten, unschön grünlich leuchtete. Da ich die Nebel, die das Further Moor zu produzieren im Stand ist, kenne, und zwar schnell aber doch auch lebendig nach Hause kommen wollte, entschloss ich mich, die Autobahn schon hier zu verlassen und über Land nach Solingen zu fahren. Ich kannte die Gegend gut und wählte aus den vielen möglichen Routen, durch die mein Gedächtnis nun blätterte die, die direkt durch Langenrath führen würde. Vielleicht ein Anflug von Nostalgie? Ich denke, es war ein Anflug von Nostalgie. Ich hoffe, es war nur ein Anflug von Nostalgie ...

Ich verließ die Autobahn in Richtung Langenrath und ließ, kaum war ich auf der Landstraße, als erstes das Seitenfenster hinunter. Im Wagen

war es stickig, denn die Heizung lief seit Frankfurt. Ich stand an der Ampel kurz hinter der Ausfahrt und genoss die frische, feuchte Herbstluft. Auch über der Straße zwischen den Waldstücken lag Nebel, aber nicht so kompakt wie auf der Autobahn, es waren Fetzen, Schleier und Wolken, die aus dem sternenlosen Himmel und der stillen, schwarzen Mauer des Waldes links und rechts flossen. So fuhr ich am Block vorbei.

In diesem Moment geschahen zwei Dinge: Ich sah am Wald, auf der gegenüberliegenden Straßenseite, ein parkendes Auto, dessen Warnblinklicht leuchtete. Gleichzeitig flammte in meinem Wagen die Tankwarnung auf ... und ich glaubte zu sehen, wie von der Anzeige, die eben noch 130 verbleibende Kilometer bis zum nächsten Tankstop anzeigte, die Eins verschwand. Noch Benzin für 30 Kilometer – das Warnlicht leuchtete und die Tankuhr stand schon auf Null. Vor lauter Verblüffung stieg ich in die Bremse und fuhr rechts an den Straßenrand. Dann starrte ich auf meine verräterischen Armaturen. Das konnte doch nicht sein, oder?

Nun – natürlich konnte es, es war nur eine unschöne Verkettung bekannter Marotten meines Wagens. Der Schwimmer im Tank war nicht besonders zuverlässig, je nachdem, mit welcher Neigung ich den Wagen geparkt hatte, warnte er nach dem Losfahren kilometerlang vor dem baldigen Ende des Benzinvorrats, egal, wie voll der Tank war. Und hatte ich den Wagen in Frankfurt nicht halb auf dem Bürgersteig geparkt? Hatte ich. Also hatte der Schwimmer diesmal wohl umgekehrt einen Vorrat gemessen, den ich nicht mehr hatte – und mich erst 200 Kilometer später davon in Kenntnis gesetzt. Und hatte diese Ansammlung von Displays, die sich angeberisch „Bordcomputer“ nannte, nicht die blöde Angewohnheit, hin und wieder Uhrzeiten, Durchschnittsverbräuche und eben auch Restkilometer anzuzeigen, die vielleicht mit dem Mond zu tun hatten, nicht aber mit den Verhältnissen in meinem Auto? Doch, das kannte ich auch. Alles etwas plötzlich, alles etwas seltsam ... aber bei näherer Betrachtung auch wieder altbekannt und nicht mehr als ärgerlich.

Ich sah in den Rückspiegel. Dort hinten, am Rand des Blocks, stand der andere Wagen, warnblinkend, ganz wie ich. Die Tür auf der Fah-

rerseite schien offen zu stehen. Ich spähte angestrengter in den Spiegel, konnte aber keinen Menschen sehen. Ich erwog kurz, auszusteigen und zurück zu gehen, um dort nach dem Rechten zu sehen. Zwischen unseren Fahrzeugen driftete der Nebel und mit einem Mal wurde ich der großen Stille gewahr, die aus den Wäldern zu fließen schien und über mir und ringsumher lastete. Kein Geräusch, kein Wind, kein Knarren, kein Auto, nichts. Ich ließ das Fenster wieder hoch und schaltete den CD Player ein. Johnny Cash sang viel besser als Neil Diamond darüber, was es bedeutete, ein „Solitary Man“ zu sein. Nicht weit von hier war eine Tankstelle, die ich von früher kannte, dort würde ich meinen Bezinnsvorrat füllen. Vielleicht war der Fahrer des anderen Wagens ja auch auf dem Weg dorthin. Würde ich unterwegs jemand mit einem Benzinkanister sehen, würde ich ihn mitnehmen. Vielleicht war es ja auch eine Fahrerin. Ich machte mich auf den Weg.

Der Weg war kurz und mir begegnete niemand. Ich passierte das Haus, in dem ich früher gewohnt hatte, bog an einer Kreuzung ab, überquerte einen Hügel, fuhr hinab in die kleine Senke darunter und trieb dort, mit ein paar letzten, verirrtten Nebelfetzchen neben eine der Zapfsäulen an der All-Night-Open-Tankstelle. Die Tankwarnung war, kurz nachdem ich wieder losgefahren war, flackernd erloschen und auch die Eins vor der 30 war zurückgekehrt, aber ich traute dem Frieden nicht mehr. Lieber einmal mehr tanken als nötig, als irgendwo zwischen Langenrath und Solingen zu stranden.

Es war unnötig. Nach 40 Litern war der Tank voll – ich wäre also noch gut und gerne 100 bis 150 Kilometer weit gekommen. Ich betrat den Kassenraum, zückte meine Kreditkarte und nahm mir ein Nuts aus der Auslage. Hinter dem Tresen ignorierte mich eine magazinlesende Teenagerin, deren T-Shirt kryptisch verkündete: „Der Bote lebt.“ Ich schob ihr die Amex-Karte fast direkt unter die Nase und legte das Nuts daneben. Etwas lauter als nötig.

„’n Abend. Nummer Drei.“

Sie schaute auf und sah mich aus trüben Augen an.

„Hm?“

„Nummer Drei. Diesel. Bitte. Und das Nuts.“

„Mmmmm ...“

Sie nahm die Kreditkarte, schob sie in das Lesegerät und starrte es dann eine Weile leer an. Ich versuchte ein wenig Konversation zu machen und berichtete von der launehafte Tankanzeige meines Autos. Dann fragte ich, ob vielleicht jemand mit einem Benzinkanister vorbeigekommen sei.

„Mm-mm ...“

Sie starrte weiter auf das Lesegerät. Stimmt etwas mit der Karte nicht? Ich kramte vor-sichtshalber nach einer anderen. Dabei erzählte ich weiter:

„Da scheint nämlich ein Wagen gestrandet zu sein. Oben am Block. Und ich dachte ...“

Bei der Erwähnung des Blocks sah sie von dem Lesegerät auf – und lächelte mich an. So leer, dass ich eine Gänsehaut bekam. Dann begann sie, eine einfache kleine Melodie zu summen und verließ den Raum. Ich stand da, mit meinem angefangenen Bezahlvorgang, und sah völlig perplex auf die Tür hinter dem Tresen, durch die sie verschwunden war.

Noch bevor ich mich erholt hatte erschien auf demselben Wege ein dünner Mensch in T-Shirt und Jeans. Ein zauseliger Kinnbart, die wirren grauen Haare und ein herzhaftes Gähnen erweckten den Eindruck eines Mannes, der bis vor wenigen Momenten geschlafen hatte, dennoch wirkte er weit wacher als das Mädchen.

„Ja?“

„Ich habe getankt.“ Etwas ratlos wies ich auf die Kreditkarte im Lesegerät. „Ihre Mitarbeiterin ...“

„Frau.“ Er tippte auf eine Taste am Lesegerät und schob es mir hin. „Meine Frau ist müde. Mit der grünen Taste bestätigen.“

Ich bestätigte. „Ich habe Ihre ... Frau gefragt ob hier jemand mit einem Benzinkanister ...“

„Nein. Meine Frau ist müde. Unterschreiben Sie hier.“ Er zog den Bon aus dem Gerät und schob ihn mir hin. Ich unterschrieb.

„Weil oben am Block ...“

Er riss mir den Zettel fast weg, kaum, dass ich den Stift abgesetzt hatte.

„Gute Nacht.“

Damit drehte er sich um und verschwand wieder durch die Tür, durch die er gekommen war. Ich stand eine Weile da, recht idiotisch vermutlich, und wartete darauf, dass er zurück kam. Oder sie. Oder das irgendetwas passierte. Als nichts geschah nahm ich mein Nuts und den Tankbeleg und ging zurück zum Wagen. Früher hatte ich die Leute, die hier gearbeitet hatten, gekannt. Sie waren zumindest freundlich gewesen. Allerdings war es auch mindestens zehn Jahre her, dass ich zum letzten Mal hier getankt hatte.

Als ich wieder an die Kreuzung kam, war die Ampel rot und so hatte ich Zeit, über zwei Alternativen nachzudenken. Ich konnte geradeaus fahren, direkt nach Solingen, wie ich es ursprünglich vorgehabt hatte. Oder ich konnte links abbiegen, wieder am Block vorbei und dann über Ohligs nach Hause. Der Umweg wäre nicht der Rede wert und ich konnte nachsehen, ob der andere Wagen immer noch am Straßenrand stand. Vielleicht brauchte da einer meine Hilfe. Oder eine. Zur Sicherheit schaute ich kurz auf mein Handy – der Akku war fast voll. Die Ampel sprang auf Grün und ich fuhr nach links, den Weg zurück, den ich gekommen war.

Der Wagen stand immer noch da. Der Nebel war dichter geworden, dennoch waren die blinkenden Warnlichter deutlich zu erkennen. Kurz bevor ich an den Straßenrand fuhr und anhielt flackerte meine Benzinanzeige wieder – und statt der 758 verbleibenden Kilometer zeigte der „Bordcomputer“ 58. Mit dem Vorsatz, in allernächster Zukunft einmal die Werkstatt meines Vertrauens aufzusuchen hielt ich hinter dem abgestellten Fahrzeug und stieg aus.

Die Nacht war kalt, aber nicht unangenehm, aus dem Wald brachte der Nebel einen satten, erdigen Duft. Das sanfte „Bing-Bing-Bing“ mit dem mein Auto mich daran er-innerte, dass ich trotz geöffneter Tür das Licht noch nicht ausgeschaltet hatte war ein angenehmer Anker in dem Meer aus Stille, das mich umgab. Ich ließ die Tür offen, als ich zu dem anderen Wagen ging, ich wollte auf die tröstliche Sicherheit, die der Ton mir gab, plötzlich um nichts in der Welt verzichten.

Es war ein alter Golf, rot, wie ich jetzt im Licht meiner Scheinwerfer sah. Die Fahrertür war immer noch offen, der Schlüssel steckte nicht. Keine Spur vom Fahrer – oder der Fahrerin – weit und breit. Obwohl

meine Hoffnung auf eine FahrerIn, die es vor dem Nebel zu beschützen galt, schnell schwand: Wenn Klischees hin und wieder Recht haben, dann machten der halbvolle Bierkasten auf dem Rücksitz und die wild verstreuten Heavy-Metall CDs („Manowar“, „Wizard“, „Blind Guardian“...) alle dahin gehenden Überlegungen zu Nichte. Der Bierkasten – Früh-Kölsch – war sogar liebevoll angeschnallt, wohl, damit den verbliebenen Flaschen nur ja kein Leid zustoßen konnte. Allein, der Besitzer von Bier, Musik und Fahrzeug, blieb verschwunden.

Ich wollte schon wieder zu meinem Wagen zurück, als ich das Geräusch hörte. Wäre es windig gewesen, so hätte ich den Laut darauf zurückgeführt, so aber horchte ich erstaunt. Ich hatte mich so sehr an die Stille ringsum gewöhnt, dass mir jeder Laut außer meinen eigenen Schritten und dem „Bing-Bing-Bing“, das Gewohnheit, Heimat, Sicherheit bedeutete unnatürlich erschien. Halb vermutend, eine Stimme gehört zu haben und antwortete unsicher:

„Hallo!?“

Wieder, wie eine Antwort. Aber es war kein erkennbares Wort nur ein Laut. Nun klang er, bildete ich mir ein, klagend, fordernd. Der Ton kam aus dem Wald, aus dem Block, aber der Nebel verzerrte ihn, es war unmöglich, auf Entfernung oder genaue Richtung zu schließen. Mein Drang einfach weiterzufahren wuchs schnell. Andererseits gefiel mir der Gedanke, möglicherweise einen Verletzten oder auch nur Betrunknen, der sich, warum auch immer, in den Wald geschleppt hatte, allein zu lassen, auch nicht. Ich ging also zurück zu meinem Wagen und holte die Taschenlampe aus dem Handschuhfach.

Als ich die Fahrtür schloss, verstummte der kleine, tröstliche Warn-ton. Auch der klagende Ruf war nicht mehr zu hören. War es ein Ruf gewesen? Ich glaubte mich zu erinnern, dass es ein Hilferuf gewesen war. Ein anderer Teil meines Verstandes sprach von einem undefinierbaren Laut. Und die Stille ringsumher schwieg und wartete. Ich seufzte, knipste die Lampe an, schlug den Kragen meiner Jacke hoch und machte mich auf den Weg in den Wald.

Der Pfad war feucht, aber nicht schlammig. Ich leuchtete links und rechts in die Bäume, aber bald war mir klar, dass das nicht viel bringen würde, es bewahrte mich lediglich davor, über Wurzeln und Boden-

unebenheiten zu stolpern. Die dichte, wattige Wand, die mich nun von allen Seiten umgab, konnte der Strahl nicht durchdringen. Ich war in einem fremden Universum aus feuchter Kälte und grauer Finsternis, die meine Taschenlampe allenfalls in ein unschönes Grün tauchen konnte. Hier und da war ein Baum zu erahnen.

„Hallo?!“

Ich rief wieder und wieder, aber die Frau, deren Stimme ich vorhin gehört hatte, antwortete nicht („ein Geräusch“ beharrte etwas in mir „nur ein verzerrtes Geräusch“). Ich fragte mich – erst jetzt, wie ich erstaunt feststellte – woher sie eigentlich meinen Namen kannte. Das war ja eigentlich gar nicht möglich, und wenn ...

Meine Taschenlampe erfasste etwas vor mir im Nebel, eine kleine Gestalt, für einen Moment glaubte ich, ein kleines Mädchen, vielleicht vier Jahre, mit Blumenjeans und rosa T-Shirt zu sehen. Es musste ihr Kindersitz in dem Wagen gewesen sein („Bierkasten!!!!“ schrie diese verwirrende Stimme) und hatte nicht zwischen dem ganzen Robbie Williams- (Manowar!!!!) und Katie Melua-Zeug („Wizard, bitte, bitte, es war Wizard!!!“) nicht auch eine CD vom Bär-im-Blauen-Haus („bitte ... Blind Guardian ...“) gelegen? Sie lief fort, tiefer in den Nebel und war schnell verschwunden.

„Hey, warte!!!“

Ich lief hinter ihr her, blindlings. Vor meinem geistigen Auge sah ich den Golf an den Straßenrand fahren. Eine hübsche, junge Frau stieg aus, eine alleinerziehende Mutter vielleicht, befreite ihre Tochter aus dem roten Kindersitz und dann ... dann lief die Kleine in den Wald und die Frau hinterher und sie hatten sich verlaufen ...

Die Stille war groß. Der Nebel war groß. Der Wald war gewaltig. Nein, der Wald war nur ein ganz kleines Waldstück, der Block, den ich gut gekannt hatte, ein überschaubares Drei-eck, grob begrenzt von der A3, der A 542 und der Bergischen Landstraße. Der Wald war nicht tief, der Wald war nicht geheimnisvoll ...

Der Wald war gewaltig. Der Nebel war groß. Die Stille war groß. Und langsam, ganz lang-sam, begann sich die Stille zu füllen. Mit Geräuschen. Lauten. Stimmen. Rufen. Klagen. Weinen. Schreien. Gelächter. Und Gelächter. Und Gelächter. Der Nebel begann zu leben.

Schemenhafte Gestalten, Dinge, Wesen, Menschen. Ich muss vorwärts getaumelt sein, immer weiter, immer den Weg entlang, der meiner Erinnerung nach schon lange aus dem Wald heraus und an einem Feld vorbei hätte führen müssen. Aber es gab kein Feld. Es gab keine Welt mehr. Nur Wald. Und Nebel.

Ich dachte wirr an die Geschichten. Die Verschwundenen. Und die wenigen, die wieder aufgetaucht waren. Niemand hatte sie gesehen, aber viele kannten jemanden, der jemanden kannte, dessen Bekannter von jemandem gehört hatte... sie waren ertrunken gewesen. Oder verbrannt. Oder zerschmettert, als seien sie aus großer Höhe gestürzt. Und Manche ... Manche ...

„Weg!“

Das war echt!

Ich schreckte zusammen und richtete die Taschenlampe auf den Weg vor mir. Vor mir, direkt in den Grenznebeln der grauen Wand, saß ein Mann. Ein echter Mann, kein Schemen. Er hatte, soviel konnte ich schon erkennen, dichtes dunkles Haar und einen Vollbart und er...

Er saß nicht. Er lag auf dem Boden, aber irgendwas stimmte da ganz und gar nicht, irgendetwas in seiner Haltung stimmte absolut nicht und die Nebelwand hinter ihm wurde lebendig, als wären da ganze Schwärme von Schatten unterwegs, die nun alle eine Richtung fanden und auf die Wand zu kamen, sehr schnell, sehr schnell, sehr...

„Komm nicht näher, Mann! Lauf weg!“

Ich sah, dass er sich zu der Wand umdrehte und seine Stimme brach als er schrie:

„Nein! Weg! Lauf! Sie ... sie ... sie ...“

Ich rannte. Ich drehte mich um und rannte, immer den Weg entlang, während links und rechts der Nebel lebendig wurde, und die Stille zu summen begann und die Bäume mit tiefen, tonlosen Stimmen sangen. Ich rannte und rannte und ...

... trat aus dem Wald, an genau derselben Stelle, an der ich ihn betreten hatte. Der Nebel war immer noch dicht, aber er war nicht lebendig. Die Stille war still. Mehr nicht. Ich lief an dem Golf vorbei, vermied jeden Blick auf den Bierkasten (Kindersitz) auf der Rückbank, stieg in mein Auto und fuhr nach Hause.

Ende der Geschichte.

Nein, nicht ganz das Ende der Geschichte. Als ich zu Hause ankam sah ich, dass meine Hose und meine Jacke ganz dreckig und staubig waren, so, als ob ich lange auf dem Waldboden gelegen hätte. In meinen Haaren waren Tannennadeln. Und es war so still.

Es ist immer so still. Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen ist. Aber irgendwie mag ich den Fernseher nicht anmachen. Ich mag auch die Zeitung nicht hineinholen. Niemand ruft mich an. Ich mag auch niemanden anrufen. Und ich könnte jetzt unten rechts auf die Anzeige im Bildschirm sehen, die mir sagen würde, wie viel Uhr es ist. Und welches Datum wir haben. Aber das möchte ich gar nicht. Ich habe ein Buch davor gelegt. Es stört beim Schreiben, aber nicht sehr.

Ich bin müde und ich denke, ich werde gleich ein wenig schlafen. Ich werde dann wieder träumen. Nicht von Schmetterlingen, leider.

Es ist immer so still hier.

Komisch ist, was der Mann mit dem Bart gerufen hat, als er mich warnte, mir zu rief zu fliehen. Als er versuchte, mich zu retten. Ich werde ein wenig darüber nachdenken, bevor ich einschlafe. Er rief:

„Nein! Weg! Lauf! Sie ... sie ... sie sind noch da! SIE SIND ALLE NOCH DA!“

© 2010 Michael Schreckenber